

2.5 MEDIEN

Gemeinsame kommunikative Praktiken sind in den gemeinsamen *Medien*, in denen sie sich vollziehen, fundiert. Daher wird in diesem Kapitel Medialität begrifflich bestimmt, im Zuge dessen tritt die unausweichliche Verwobenheit von Medien und Zeichen hervor (Kap. 2.5.1). Die in kommunikativen Praktiken zur Geltung kommende Semiotizität operiert auf der infrastrukturellen Grundlage der Medialität, weshalb Operativität als fundamentale Eigenschaft von Medien ebenfalls einer theoretischen Auseinandersetzung unterzogen wird (Kap. 2.5.2), bevor sie sich im an dieses Kapitel anschließenden Teil zum Medium Twitter als analyseleitend erweist (vgl. Kap. 3).

2.5.1 Medialität

Und von den Zeichendingen gilt, was man vom Blut
gesagt hat, es sei ein ganz besonderer Saft. (Bühler
1999 [1934]: 155)

Aus einer konsequent eingenommenen interaktionalen, praxistheoretischen und medienlinguistischen Perspektive lässt sich Sprache nur als Medium im Gefüge sozialer Relationen denken. Dabei ‚hängt‘ Sprache nicht bloß in diesem Gefüge; sie konstituiert, gestaltet, verstetigt, verfestigt, dynamisiert und vitalisiert dieses vielmehr als solches. Soziale Relationen ergeben sich demnach aus dem Gebrauch der Sprache (Wittgenstein), d.h. aus den (sozialen) Bedeutungen, die beim Sprachgebrauch hergestellt werden. Sprache, exakter ihr Gebrauch, vollzieht sich in einem medialen Status eines Dazwischen, nicht lediglich als übertragende Instanz, sondern eben als konstitutives Moment. Somit sind mit Medien primär nicht Dinge, sondern Vorgänge adressiert – Vorgänge, die vermitteln. Medien sind nicht bloße Mittel, die einem Zweck dienen. Im Anschluss an Stetter (2005) exemplifiziert Schneider diese Relation anhand des folgenden Bildes:

»Nicht der Hammer ist das Mittel, sondern das ‚Den-Nagel-in-die-Wand-Schlagen‘. Das Verhältnis von Mittel und Zweck ist in phänomenologischer Hinsicht durch ein zeitliches Nacheinander gekennzeichnet: Nachdem ich den Nagel in die Wand geschlagen habe, kann ich das Bild aufhängen.« (Schneider 2008: 37)

Medien hingegen, so Schneider, seien durch eine „Gleichzeitigkeit von Mittel und Zweck“ gekennzeichnet, aus der Folgendes hervorginge:

»Die jeweilige Performanz ist intrinsisch an ein bestimmtes Medium gebunden, von dem sie nicht losgelöst werden kann, denn sonst wäre es eben eine andere Performanz; z.B. kann ich nur sprechen, *indem* ich mich des Mediums der Sprache bediene, schreiben kann ich nur, *indem* ich mich des Mediums der Schrift bediene.« (Schneider 2008: 37)

Wir halten fest: Sprache als Medium *vollzieht* sich immer in *sozialen* Gefügen. Daraus folgt: Medien sind Mittler, keine Mittel. Weil sie innerhalb sozialer Relationen (ver-)mitteln, sind sie unhintergebar zeichenhaft. Somit richtet sich der analytische Blick auf die Medialität, „d.h. die medialen Eigenschaften des jeweiligen medialen Verfahrens“ (Schneider 2017: 37), der Sprache und der sprachlichen Zeichen. Jäger (1997) hat auf die grundsätzliche Sprachzeichenmedialität hingewiesen. Laut Jäger liegt – und hierbei konstatiert er gleichfalls die praktikenbezogene Verbindung zwischen Medialität und Sozialität – die Medialität von Sprachzeichen darin,

»daß sie den Interaktionspartnern in der Form in sich bedeutungsloser Ausdrucksgestalten als gemeinsame Projektionsfläche von Semantisierungsprozeduren dienen, in denen nicht nur die Identität des intendierten und des verstandenen Sinns jeweils auf dem Spiel steht, sondern mehr oder minder auch das Sprachspiel insgesamt einschließlich der Rollen, die die Spieler in ihm einnehmen.« (Jäger 1997: 205f.)

Sinn- und Identitätskonstitutionen erfolgen durch Sprachzeichen als geteilte, mediale Ressourcen der sozialen Interaktion. Zeichen sind demnach als ein sozialitätskonstitutives Dazwischen zu konzipieren, das ein gegenseitiges Verstehen erst ermöglicht. Dies beschreibt die zwingend mediatisierende Rolle von Sprachzeichen in Vollzügen kommunikativer Praktiken (die Jäger hier als Sprachspiele fasst; vgl. auch Schneider 2017: 44), wodurch ebenfalls ihre Prozesshaftigkeit betont wird. Zeichen und Medien stehen, wie noch anhand der Operativität von Sprachzeichen zu zeigen sein wird, daher in einem wechselseitigen Verhältnis zueinander – ein mediensemiotischer Aspekt, der sowohl von der Zei-

chentheorie als auch der Medientheorie lange vernachlässigt wurde (vgl. Jäger 2000).

Ein weiterer Schwerpunkt der Medialitätstheorie ist die Berücksichtigung der Materialität von Medien und Zeichen. Linz konstatiert, dass

»das Konzept der Medialität die Interdependenzen zwischen Materialität und Sinnkonstitution in den Vordergrund [rückt, MDA]. Medialität bezieht sich nicht nur auf die Voraussetzungen der Sinnhaftigkeit und die materielle Basis als Träger von Sinn, sondern fokussiert die Prozesse der Sinngenerierung in ihrer unhintergebar medialen Verfasstheit.« (Linz 2016: 104)

Somit sind mediale Eigenschaften nicht nur sekundär an Prozesse der Bedeutungskonstitution angeheftet, vielmehr rückt damit die konstitutive Rolle von Medien und somit der Medialität sozialer Interaktionen in den Mittelpunkt des analytischen Interesses. Medien weisen nach Schneider „immer eine spezifische Materialität auf und sind auf spezifische Apparaturen gestützt“ (Schneider 2006: 81). Dies gilt ebenso für die gesprochene Sprache in Face-to-face-Interaktionen, wie Linz anhand der Medialität der Stimme nachweist (vgl. Linz 2003 sowie die anderen Beiträge in Epping-Jäger/Linz 2003). Insofern lässt sich auch die von Schneider gestellte Frage beantworten: Es gibt keine nichtmediale Kommunikation (vgl. Schneider 2006), „Kommunikation ist immer medial konstituiert [...]. Sogar unsere natürlichen Sprechorgane sind so gesehen ‚technische Apparaturen‘: Sie bilden die materielle Grundlage für die Erzeugung gesprochener Worte“ (Schneider 2017: 36). Hirschauer betont hingegen die Materialität von Situationen der Interaktion: „Körper und Artefakte gehören schon immer Situationen an, in denen sie die materielle Infrastruktur für Interaktionsprozesse bilden“ (Hirschauer 2014: 119). Meiler wiederum adressiert die Verknüpfung zwischen Kommunikationsformen, ihrer Medialität und den in kommunikativen Praktiken erarbeiteten und ihnen zugrunde liegenden medialen Infrastrukturen (vgl. Meiler 2017). Die Medialität und Materialität von Sprachzeichen und kommunikativen Praktiken ist demnach für eine medienlinguistische Analyse eine Annahme axiomatischer Geltung (vgl. Linz 2016), auch wenn bzw. gerade weil Medien sich nicht auf ihre Materialität reduzieren lassen (vgl. Schneider 2017: 37).

Schneider entwickelt einen „prozessorientierten, semiotischen Medienbegriff“, indem er „Medien als Verfahren der Zeichenprozessierung“ konzeptualisiert (Schneider 2017: 34). Hierbei unterscheidet er „vier Aspekte des menschlichen Zeichengebrauchs“: „Medien/Medialität, kommunikative Praktiken, individuelle Kompetenz, Zeichensysteme/-modi“ (Schneider 2017: 44). Er gelangt zu der folgenden Visualisierung:

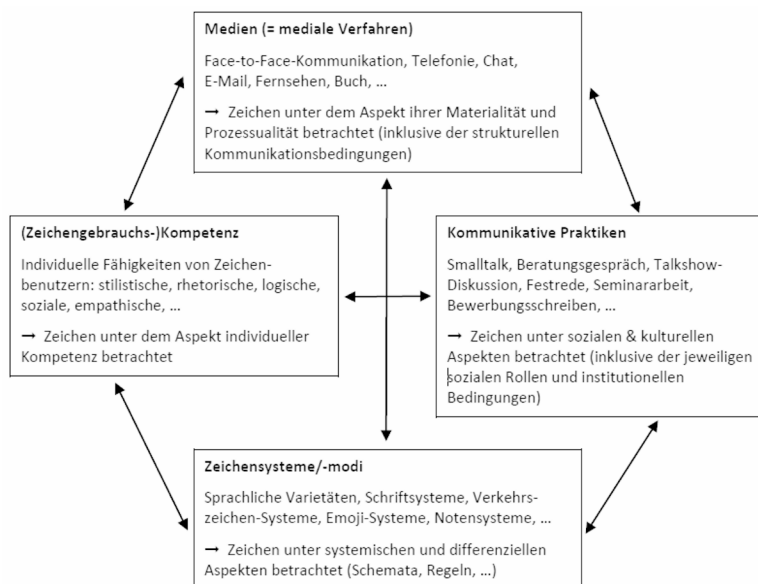


Abb. 3: „Semiotisch-mediale Interdependenzen beim menschlichen Zeichengebrauch“ aus Schneider 2017: 45

Die Differenzierung zwischen Medien und kommunikativen Praktiken vollzieht Schneider in Auseinandersetzung mit dem Konzept der Kommunikationsformen (vgl. z.B. Dürscheid 2005; Holly 2011), dem er diesbezüglich eine „Mehrdeutigkeit“ (Schneider 2017: 44) anlastet und folglich seine mangelnde Trennschärfe kritisiert. Medien und kommunikative Praktiken sind, so ist Schneider zuzustimmen, zunächst analytisch zu trennen.⁸⁰ Gleichwohl steht die gegenseitige Verschränkung von

⁸⁰ Diese Trennung zeichnet sich als nachträgliche Analysepraktik dadurch aus, dass sie im phänomenalen Vollzug gerade nicht stattfindet. Schneider

Medien und kommunikativen Praktiken im Brennpunkt der sprach-, medien- und interaktionstheoretisch interessierten Analyse. Schneider konstatiert diesbezüglich, es stelle „sich stets die Frage: Was geht jeweils auf das Konto des Mediums, was auf das Konto der jeweiligen Praktik und was auf das Konto des einzelnen (Sprach-)Spielers und seiner individuellen Kompetenz“ (Schneider 2017: 45)? Der Kompetenzbegriff lässt sich, folgt man den Pfeilen in dem skizzierten Interdependenzverhältnis, aufspalten in mediale, praktische und semiotische Kompetenz, wodurch der mehr oder weniger geübte, erlernte oder anderweitig erworbene Umgang mit Medien, sozialen Praktiken und Zeichen adressiert ist.⁸¹ Eine genauere Differenzierung ergibt jedoch, dass kommunikative und soziale Praktiken (in Schneiders Terminologie nach Wittgenstein: Sprachspiele) als übergeordnete Kategorie den Medien und Zeichen vorgelagert sind: „Diese Kompetenz manifestiert sich darin, wie man sich im jeweiligen Medium bewegt, um sozial geteilte Sprachspiele zu spielen“ (Schneider 2017: 45; vgl. auch Schneider 2011). Es geht also nicht nur um eine Zeichengebrauchscompetenz, sondern ebenso um eine Medienkompetenz und um die Fähigkeit, soziale Praxis einzuordnen, zu adaptieren, zu kritisieren, zu modifizieren usw., um die Sprachspiele mitspielen zu können. Medien geben hierfür zwar einen gewissen Spielraum vor (vgl. Schneider 2008), aber soziale und kommunikative Praxis definiert den praktischen Hintergrund, vor dem in und mit Medien verfahren wird.

Der distinktive Akzent des Entwurfs Schneiders liegt darin, jegliche kommunikativen Verfahren als mediale Zeichenprozessierungen zu konzeptualisieren. Mit einem stärkeren Fokus auf sozialen Praktiken muss

kommentiert seine Visualisierung entsprechend: „Die in beide Richtungen weisenden Pfeile sind so zu verstehen, dass im konkreten Zeichengebrauch die vier genannten Aspekte menschlicher Kommunikation interagieren. De facto sind sie untrennbar miteinander verbunden; nur analytisch lassen sie sich als Aspekte ein und desselben Vorgangs nachträglich voneinander unterscheiden. Egal bei welchem der vier Aspekte man ansetzt, man gelangt automatisch auch zu den anderen drei“ (Schneider 2017: 45).

81 Vgl. hierzu auch die kritische Auseinandersetzung mit dem von Hirschauer entworfenen Kompetenzbegriff in Kap. 2.4.2; vgl. ebenso Hirschauer 2016: 46.

man feststellen, dass sich diese semiotischen Prozesse immer in interaktionalen Medienpraktiken vollziehen. Dadurch wird eine stärkere Betonung auf den sozialen Handlungsaspekt medialer Verfahren gelegt. Sprachgebrauch, so der Rückbezug zur Sprache, ist stets als medial, interaktiv, situativ, zeichenhaft und praktisch vollzogen zu begreifen. Mit diesem Verständnis richtet sich der Fokus im Folgenden auf die in Medienpraktiken wirksam werdende Operativität als fundamentales medialitätskonstitutives Moment von Medien.

2.5.2 Operativität

Die Medialität eines Mediums wird ganz wesentlich durch seine Operativität geprägt. „Medialität ist die Verfasstheit von Medien, an der sich zeigt, dass und wie sie operieren. Aus der Perspektive der Medialität tritt die Operativität der Medien als eine ihrer grundlegenden Eigenschaften hervor“ (Jäger 2015: 110). Hierbei wird freilich ein engerer Operativitätsbegriff zugrunde gelegt, als ihn Jäger für Medien generell ausbuchstabiert. Bei Jäger werden Medien „gedacht als Operatoren, die die Inhalte, die sie speichern, generalisieren oder distribuieren, zugleich konstitutiv mit hervorbringen“ (Jäger 2004: 15). Unter *Operatoren* werden in der vorliegenden Untersuchung in einer detaillierteren Zoomstufe diejenigen Schriftzeichen und Schaltflächen digitaler Medien verstanden, mit denen Menschen das Medium anweisen, bestimmte Operationen auszuführen (s.u.). Dennoch lässt sich mit Jäger Operativität als grundlegendes Merkmal von Medien und somit als bestimmend für ihre Medialität festmachen.

Bürstet man den engen Zusammenhang zwischen Medialität und Operativität analytisch gegen den Strich, so lässt sich die Medialität eines Mediums dadurch erfassen, dass man untersucht, *wie* Medien operieren. Damit wird die Analyse von Medialität zu einem Unterfangen, das sich auf die konkrete praktische Verfertigung von Medienpraktiken (vgl. Kap. 2.4.6) richtet und nicht im praxisleeren Raum stattfinden kann. Dennoch gilt es, klar zu unterscheiden, was in der Operativität des Mediums begründet liegt und was nicht. Die Perspektive auf die operative Funktionalität eines Mediums muss daher in einen distinguierenden Zusammenhang mit der situativen Praktik gebracht werden, innerhalb derer sie in Erscheinung tritt.

Betrachten wir zur exemplarischen Veranschaulichung die operative Funktionalität des Telefons: Ein Telefon ermöglicht gesprochensprachliche Interaktion zweier räumlich voneinander getrennter Interagierender. In telefonischen Gesprächseröffnungen, die Bergmann in den frühen 1990er Jahren anhand von Feuerwehrnotrufen untersucht hat, kommt es durchweg zu Selbstidentifizierungen der Beteiligten (vgl. Bergmann 1993), d.h., dass sich der Angerufene und der Anrufer gegenseitig namentlich oder institutionell („Feuerwehr“) vorstellen. Im Gegensatz dazu werden Handy- bzw. Smartphongespräche oftmals mit einem Gruß der Anrufenden durch die Angerufene eröffnet. Auffällig ist hierbei, dass in beiden Fällen jeweils die Angerufenen das Gespräch eröffnen. Dieser Zwang des ersten Zuges resultiert aus der Operativität des Telefons und der dadurch Telefongesprächssituationen eingeschriebenen sequentiellen Ordnung: Wer angerufen wird, bei dem klingelt es und diese Person entscheidet durch das Abnehmen⁸² über die Annahme und somit den zeitlichen Beginn des Gesprächs. Damit sind sowohl Tätigkeiten der Beteiligten – eine Nummer wählen, ein Gespräch per Tastendruck beginnen – als auch Operationen des Mediums – ein Funksignal senden, einen Piepton erzeugen, einen Klingelton erzeugen usw. – beschrieben. In Medienpraktiken fallen also diese beiden Ebenen der Operativität und des praktischen Tuns zusammen. Im Gegensatz zu der Gemeinsamkeit beider Fälle, dass das Gespräch durch die Angerufenen eröffnet wird, unterscheiden sie sich hinsichtlich der Art und Weise, wie das getan wird. Im Telefongespräch kommt es zur Selbstidentifizierung der Angerufenen („Feuerwehr“), wohingegen in Handygesprächen oftmals die Angerufenen mit einem Gruß des Anrufers starten („Hallo Peter“), statt sich selbst zu identifizieren. Eine Erklärung hierfür ist die operative Funktionsweise, dass bei Anrufen die Nummer des Anrufenden mit übertragen und auf dem Empfangsgerät der Angerufenen angezeigt wird. Somit ermöglicht die Operativität des Telefons mittlerweile Nutzungspraktiken, die in den von Bergmann untersuchten Gesprächen

82 Der Ausdruck ‚abnehmen‘ ist hierbei bezeichnend für Remedialisierungseffekte (vgl. Bolter/Grusin 2000) in der Geschichte des Telefons. Im Gegensatz zu älteren Telefonen nimmt man beim Handy nicht den Hörer von der Gabel, sondern drückt einen Knopf oder vollzieht eine Touchscreengeste zur Gesprächsannahme.

aus den 1990er Jahren schlichtweg nicht gegeben waren. Eine alternative Erklärung ergibt sich durch die unterschiedlichen Nutzungssituationen und sozialen Beziehungen der Beteiligten untereinander: In Feuerwehrrufen treten in der Regel einander unbekannte Interagierende miteinander ins Gespräch, während wir es bei dem beschriebenen Fall der Handyinteraktion oftmals mit einander bekannten Gesprächspartnern zu tun haben. Dies ergibt sich allein daraus, dass die Übertragung der Rufnummer zu einer Identifikation der Anrufenden führt, die Nummer also dem Angerufenen bekannt ist und, sofern er sie im Handy gespeichert hat, diese vermutlich als Name auf dem Display angezeigt wird. Auch hier findet also eine Verquickung der operativen Funktionsweise des Mediums (Nummer dauerhaft speichern, im Display anzeigen) mit den praktischen Handlungen des Nutzers (Nummer eingeben, unter Namen speichern) statt. Aber ebenso wird gezeigt, wie nicht allein die Operativität und somit die Medialität des Mediums Handlungsweisen prägen, sondern ebenso die soziale Situiertheit des Geschehens zu seinem Verlauf beiträgt. Das integrative In-Bezug-Setzen der Operativität des Mediums und der Praktiken der Akteure erhellt das Zusammenspiel zwischen Medialität und Sozialität und zeigt deren praktische Untrennbarkeit auf.

Für analytische Zwecke ergibt sich die Herausforderung, dennoch Operativität gesondert zu betrachten, ohne dabei zu vergessen, dass sie – mal mehr, mal weniger stark – in die praktischen, alltäglichen Vollzüge der Menschen eingebunden ist. In digitalen Medien ist deren Operativität konstitutiv für die durch sie vollzogenen kommunikativen Praktiken. Die Eingebundenheit in die kommunikative Vollzugswirklichkeit qua digitaler Medien besteht darin, dass Menschen, wenn sie mit anderen interagieren, immer auch mit Medien interagieren bzw. diese operieren *lassen*. Unter *Operativität* in digitalen Medien wird deren Eigenschaft verstanden, es Nutzerinnen von Medien zu ermöglichen, durch die handhabbare Verwendung von distinkten, operativen (Schrift-)Zeichen oder operativen Buttons Aufgaben (*Operationen*) an ein nicht-menschliches Medium zu delegieren (*Deklaration*), die es nach einer standardisierten Vorschrift (die im Programmcode determiniert wird) durchführt (*Exekution*) (vgl. Dang-Anh 2016). Grube (2005) hat hierfür den Begriff der autooperativen Schrift geprägt und gezeigt, dass das Prinzip der Operativität ‚hinunterreicht‘ bis auf die elementaren Opera-

tionen einer Turing-Maschine, „die heute als Modell für *jeden unserer Computer* steht“ (Grube 2006: 110). Operativität ist also sowohl auf der sichtbaren Ebene einer digitalen Sehlfläche zu verorten, auf der Operatoren wie Schriftzeichen oder Buttons wahrnehmbar und bedienbar bzw. ‚handhabbar‘ sind, als auch auf der nicht sichtbaren Ebene des Codes, der in letzter Konsequenz die physische Infrastruktur einer Maschine anspricht und computerisierte Operationen koordiniert. Operationen werden also von menschlichen Nutzerinnen deklariert und von nichtmenschlichen Maschinen – von Medien – exekutiert. Indem die Operativität die Schnittstelle zwischen zeichenhafter Deklaration und materieller Grundlage, den operativen Exekutionen, die sich über die Schaltung elektrischer Zustände vollziehen, bereitstellt, sind Zeichen und Medium untrennbar miteinander verbunden. In Operatoren fallen Medium und Zeichen zusammen (vgl. dazu etwa die Ausführungen zu Hashtags in Kap. 3.3.3). Dies wirft ein Schlaglicht auf die unbestreitbare Verknüpfung zwischen Medialität und Semiotizität (vgl. auch Schneider 2017). Der medialitätstheoretische „Anspruch, Zeichen und Technik in einem [sic] Zusammenhang zu bringen“ (Metten 2014: 116), wird durch ein derartiges Verständnis der Operativität von Medien und Zeichen eingelöst. Medialität zu analysieren, bedeutet also, nicht nur die sichtbaren Oberflächen, sondern ebenso die nicht sichtbaren, infrastrukturell bedingten Prozesse und die jeweilige situative Einbindung von Medienpraktiken zu betrachten.⁸³

Damit reicht die Medialität von Medien weit in die Sozialität durch sie vollzogener kommunikativer Praktiken hinein. Evans konstatiert, wenngleich mit den Begriffen ‚Affordanz‘ und ‚Interface‘, die hier nicht vertieft werden⁸⁴, das Folgende:

83 Die soziale und kulturelle Relevanz von Medialitätsaspekten wird spätestens dann deutlich, wenn man bedenkt, dass das ‚Herunterreichen‘ zeichenhafter kommunikativer Praktiken auf die materielle Infrastruktur von Medien Implikationen mit sich führt, die beispielsweise die Speicherbarkeit von Daten der Social-Media-Kommunikation auf den Servern privater Unternehmen, ihre linguistische Auswertbarkeit bzw. ihre Kommodifizierung betrifft (vgl. Fuchs 2014).

84 Vgl. zur Anwendung des Affordanzbegriffs in digitalen Medien Bucher/Helmond 2017; zum Begriff des Interface Ernst/Schröter 2017.

»Expression is mediated by the interface of each site, which regulates how users can approach, utilize, or apply particular affordances of the site and in what capacity. The interface, therefore, is perhaps the most influential feature of the site for a communicator to consider.« (Evans 2016: o.S.)

Was das Medium, als Schnittstelle zwischen Sehfläche und Codeoperationen, zur Verfügung stellt, ist demnach konstitutiv für die Art und Weise, wie technisch mediatisierte Kommunikation jeweils gestaltet und vollzogen werden kann. Jedoch stehen hier nicht die Bedingungen der Möglichkeiten medialer Kommunikation in Frage, vielmehr wird der tatsächliche, alltagsweltliche Vollzug betrachtet, in dem mit den gegebenen medialen Möglichkeiten praktisch umgegangen wird. Unter einer interaktionalen Perspektive werden somit operative Verfahren mitsamt ihrer Zeichenqualität für die Untersuchung ko-konstitutiver Bedeutungsaushandlungen in Medienpraktiken erkenntnisrelevant. Es geht dann darum, die soziale Dynamik von Sprache im Gebrauch, von sprachlichen (und nichtsprachlichen) Zeichen im medialen Vollzug als Interaktion in der medienlinguistischen Analyse hervortreten zu lassen. Dass diese Dynamik immer auch eine situative ist, machen die Interagierenden über ihre Accounts klar: Die indexikalischen Bezüge zu Orten und Zeiten, die teils sprachlich, teils operativ-medial (z.B. per Zeitstempel in Social Media) instanziiert werden, deuten auf die jeweilige Situativität hin. In ihren zeitlichen, räumlichen und personalen Dimensionen sind Interaktionspraktiken in Social Media insofern soziotechnische, soziale Dynamiken anzeigende Medienpraktiken.

2.6 ZUSAMMENFASSUNG

In diesem Kapitel wurden sozial-, sprach- und medientheoretische Perspektiven skizziert und miteinander in Beziehung gebracht. Dabei wurde dargelegt, wo und wie die für soziale Praxis konstitutiven kommunikativen Praktiken anhand der Begriffe *Interaktion*, *Situation*, *Praktiken* und *Medien* theoretisch verortbar sind und analytisch greifbar werden. Eine kommunikative Praktik auszuüben, bedeutet in diesem aufeinander bezogenen Sinne, dass sich Kommunizierende qua interaktiver Bedeutungskonstitutionen in situerten, medialen Zeichenprozessen verständigen. Diese Prozesse sind nur vor dem Hintergrund der jeweiligen sozialen Praxis und Praktiken verstehbar und analysierbar. Die Analyse